

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 208. Bromberg, den 11. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(29. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gewitter hatte schwere Wolken zusammengeschoben, die sich am andern Morgen träge über Altaich hinwälzten.

Flatternde Fetzen hingen von ihnen herunter, streiften den Knauf des Kirchturms und die Wipfel der Tannen im Sassauer Walde.

Wenn der Regen kurze Zeit aussetzte, fiel er gleich wieder mit verstärkter Wut über den Ort her.

„Brav! So mag i 's . . ." sagte Dierl, der griesgrämig zusah, wie es von oben goß, von unten spritzte, aus Dachrinnen gurgelte und in vielgeteilten Bächen den Marktplatz hinunterfloß.

„Bravo! Aber dös Wetter kann mi net lang tratzen. Wenn's net bald aufhört, fahr' i in d' Stadt und spiel' mein Tertl."

Der Kanzleirat, der neben ihm stand, gähnte. Das trübselige Wetter zeigte ihm wieder einmal, daß Landaufenthalt und Ruhe recht eingebildete Werte waren. Man lügt sich selber an mit diesem Aufatmen nach der Last des Dienstes. In Wirklichkeit bildet eine geregelte Beschäftigung den Inhalt des Lebens, und wo sie fehlt, tritt peinliche Leere ein.

Wäre der Urlaub nicht eine staatliche Einrichtung gewesen, von der man Gebrauch machen mußte, um den Schein der Übermüdung zu wahren, dann hätte sich Herr Schützinger nie von seiner Kanzlei, seinen Akten und dem anheimelnden Geruche des handgeschöpften Papiers getrennt.

Jedes Jahr hatte er das gleiche Gefühl, als stände er im Urlaub außerhalb der kreisenden Staatsmaschine und entbehre die gewohnte rotierende Bewegung.

Und immer wieder verlockte ihn das Beispiel der Vorgesetzten, sich von seinem Behagen loszureißen, um einige Wochen Strafhaft auf dem Lande auszuhalten.

Er war gerade dabei, von seiner Rückkehr in die Kanzlei zu träumen, und er hörte im Geiste den alten Oberschreiber Schmiedinger sagen: „Gott sei Dank, daß S' wieder da san, Herr Rat!", als ihn ein seltsames Ereignis in lebhafte Unruhe versetzte.

Fanny kam mit einem umfangreichen Pack die Stiege herunter und hielt verdrossen Ausschau nach dem Wetter. Dabei murrte sie darüber, daß man sie und nicht die preußische Hopfenstange bei dem Regen in die Ertlmühle hinunterschicke. Dierl, der immer und überall für unterdrückte Dienstmädchen Partei ergriff, stellte Fragen an sie, und da hörte nun der Kanzleirat, daß Herr Schnaase spät in der Nacht heimgekehrt war, und daß es was gegeben haben müsse, denn die Berliner hätten ihre Rechnung verlangt und wollten auf Schnall und Fall abreisen.

Schützinger wurde von einem heftigen Schrecken ergriffen.

Schnaase war von ihm weg zum Stelldichein gegangen. Das stand fest, denn er hatte das eigene Geständnis des Mannes gehört. Ein Stelldichein hält man während eines scharfen Gewitters nicht im Freien ab; man läßt sich dabei nicht bis auf die Haut durchnässen, so daß man bei fremden Leuten einen Anzug borgen muß. Da lag etwas vor. Da war etwas Peinliches geschehen.

Hatte Schnaase fliehen müssen? War er entdeckt worden?

Die schnelle Abreise sprach dafür. Hatte ihn am Ende der wütende Schlosser in den Bach geworfen?

Die Angst, daß er als Mitschuldiger in die Geschichte verwickelt werden könnte, stieg riesengroß im Kanzleirat empor.

Es gab einen Skandal. Es hatte wahrscheinlich schon einen gegeben, denn Schnaase floh.

Noch gestern hatte er kein Wort vom Abreisen verlauten lassen, noch gestern hatte er — ja, das fiel ihm siedheiß ein — noch gestern hatte Schnaase von dem Sommerfeste gesprochen, das er arrangieren wollte — und heute reiste er ab!

Wenn es einen Skandal gab, kam alles an den Tag, auch der Besuch bei dem zweifelhaften Frauenzimmer, und es wurde publik, daß ein höherere Beamter mit dabei gewesen war.

Schützinger wollte Fanny ausfragen und ganz unbefangen ein Gespräch beginnen.

Aber er schnitt bloß eine Grimasse und brachte keinen Ton aus der vertrockneten Kehle hervor.

Da hatte er es jetzt!

Seit jenem Besuch war er eine innerliche Unruhe nie mehr los geworden. Er hatte sich's immer wieder gesagt, daß es töricht und verwegen gewesen war.

Er hatte sich auch vorgenommen, unter keinen Umständen die kompromittierende Bekanntschaft fortzusetzen.

Jetzt war es ohne sein Zutun doch noch zum Krach gekommen.

Die Haut prickelte ihm, aber er zwang sich zur Ruhe, um noch mehr zu erfahren.

Dierl machte ihn nervös mit seinen grobschlächtigen Vermutungen über die Ursachen des Kleiderwechsels. Er konnte das nicht mehr mit anhören. Nach einem flüchtigen Gruße schlich er die Treppe hinauf und schloß sich in sein Zimmer ein. Niedergeschlagen setzte er sich ans Fenster und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

War es nicht das Richtigste, Herrn Schnaase zu bitten, daß er, komme, was wolle, keinesfalls von jenem Besuche etwas sage?

Er verließ sein Zimmer und kämpfte noch mit seinem Entschlusse, bei Schnaase anzuklopfen, als der Ersehnte auf den Gang heraustrat.

„' Morgen, Herr Rat! Haben Se schon gehört, daß wir reisen? . . ." Er unterbrach sich, weil ihn Schützinger erschrocken anstarrte und ihm sonderbare Zeichen machte.

„Nanu, was is?"

„Ich weiß alles . . ." flüsterte der Herr Rat.

In diesem Augenblicke öffnete Frau Karoline die Türe und rief erregt:

„Gustav! Henny weiß bestimmt, daß du die Schlüssel gehabt hast . . .“

„Denn sind se im Nachttisch,“ erwiderte er.

Er war etwas verwirrt.

Karoline konnte doch was merken, wenn sie den Knautschenberger so geheimnisvoll tun sah.

Was wollte denn der? Ihn ausfragen?

„Entschuldigen Sie,“ sagte er kurz. „Sie sehen, ich habe wirklich keine Zeit, 'n Morgen!“

Damit drehte er ihm unwillig den Rücken.

Schützinger sah betrübt, daß er auf eine Aussprache mit dem begreiflicherweise erregten und verstörten Manne nicht rechnen konnte.

Er faßte einen raschen Entschluß, ging in sein Zimmer und packte. Nur fort von hier! So schnell als möglich!

•

Bei Hobbes machte sich reges Treiben bemerkbar.

Natterer, der im Laden stand, hörte über der Decke schwere, gleichmäßige und eilende, leichte Tritte. Die schweren rührten vom Professor her, der in seiner Studierstube auf und ab schritt, und das Werk der letzten Wochen überdachte.

Es war gut, und mußte so, wie es war, stehen bleiben und in die fernste Zukunft wirken.

Die eilenden Schritte machte Frau Mathilde, die alles Mitgebrachte in zwei große Koffer packte.

Eine lederne Handtasche stand auf dem Tische; sie gehörte für das Manuskript, das für sich allein und ja nicht mit anderen Dingen vermengt werden mußte. Es ging auf die elfte Stunde.

Man mußte noch die Miete bezahlen, dann in der Post zu Mittag essen, und kurz nach zwölf ging der Zug.

Mathilde schloß die Koffer ab und kam in den Laden herunter, wo sie die Rechnung prüfte und die Miete, wie den ausstehenden Betrag für Kieler Sprotten beglich.

„Es is wirklich schad', sagte Natterer, „daß die Herrschaften wegfahren und unser schönes Fest net mitmachen.“

„Zu schade,“ erwiderte die Frau Professor. „Aber Horstmar drängt, denn Sie verf . stehen, nachdem nun doch sein Werk fertigges . . .stellt ist . . .“

„Gel'n S' das Werk! I ha' zu meiner Wally g'sagt — Wally, geh außa, d' Frau Professa is da! —, i hab' zu ihr g'sagt, da wer'n mir nö öfta dran denk'n, daß der Herr Professa bei uns a Werk g'schrieb'n hat.“

Mathilde lächelte.

Der gute Mann sagte in seiner naiven Art eine Wahrheit, die größer war, als er sich's wohl träumen ließ.

Was er heute so nebenher und zufällig wußte, erfuhr morgen die ganze gebildete Welt, und die vergaß es nie mehr, daß in einem bescheidenen Hinterstübchen zu Altaich an der Vils die „Phantasie als das an sich Irrationale“ beendet worden war.

Aber wer konnte die Bedeutung dieses Geschehens den Leutchen klarmachen?

Mathilde schwieg und lächelte.

„O mei!“ rief die eintretende Wally. „Is 's wirkli wahr? Gengan S' heut scho? No natürli, bei dem Weda . . .“

„I sag' grad' der Frau Professa, wie schad' 's is, daß de Herrschaft'n unser Fest net mitmach'n.“

„Freili, enker Fest . . . Hätt' 's as denn net früher halt'n kinna? Na hätt' da Herr Professa no was g'habt davo . . .“

„Ich hätt's ja auf 'n Samstag scho ang'setzt, aba da Herr Schnaase hat's net zulass'n. Er hat drauf bestand'n, daß 's um acht Tag verschob'n werd, weil er a b'sonderne Nummer fürs Programm hätt', hat er g'sagt . . .“

„Daweil genga de Herrschaft'n,“ jammerte Wally. „Aba natürli, da Herr Professa werd halt Schul' hal'n müass'n . . .“

„Sei Werk hat er aa firti,“ sagte Natterer.

„Ahan . . . 's Werk. No ja, da werd er froh sei, daß er dös weg hat. Dös laßt si denga. Er is ja so fleißi g'wen, und oft hab' i zu mein Mann g'sagt, wenn's Liacht brennt hat bis zwölfi, wia 's eahm no net z'fad werd, de lange Schreiberei, hab' i g'sagt . . . no ja . . . jetzt is er Gott sei Dank firti, und Sie möcht'n hoam und Eahna Ordnung hamm, und da Herr Professa werd Schul' halt'n müass'n . . . dös laßt si denga . . .“

Mathilde lächelte wieder.

Es ließ sich noch anderes denken. Unendlich Höheres, aber es ließ sich nicht darüber s.. sprechen.

„Also nich wahr, Sie sorgen dafür, daß Ihr Mädchen die Koffer pünktlich an die Bahn bringt? Wir sehen uns noch, bevor wir zur Post hinübergehen . . .“

Mathilde nickte freundlich und ging hinauf, in die Studierstube.

Der feierliche Augenblick war gekommen, da man das Manuskript einpacken mußte. Horstmar nahm es aus der Kommode und wog es beglückt in den Händen.

Die Frau Professor schlug es in starkes Papier ein und wickelte eine Schnur darum.

Tildchen hielt die Ledertasche geöffnet, und dann wurde das Manuskript langsam und sorgfältig versenkt. Mathilde klappte zu und reichte dem Gatten die Hand.

Er stand mitten im Zimmer und blickte ängstlich auf den ledernen Schrein, der sein Köstlichstes barg.

„Nu wollen wir aber gehen“, drängte Mathilde.

Sie steckte ihren versonnenen Horstmar in einen Mantel, drückte ihm einen Regenschirm in die Hand, und indes sie die Ledertasche in die Linke nahm, hing sie sich mit der Rechten in seinen Arm ein. Sie gingen.

Aber unter der Türe wandten sich Herr und Frau Hobbe und Tildchen noch einmal um und umfaßten mit einem Blicke den stillen Raum, der die Wiege einer neuen kunstgeschichtlichen Epoche geworden war. Dann erst schritten sie die Treppen hinunter. An der Haustüre standen Natterer und seine Wally.

„Glückliche Reise!“ sagte der Hausherr. „Schad, schad, Herr Professa, daß Sie unsa Fest nimmer mitmach'n . . . Vielleicht kommen S' im nächst'n Jahr wieda und schreib'n a nen's Werk . . .“

„Eahna Ruah hamm S' ja bei uns, und dös Zimma hint naus lass'n ma tapezier'n,“ sagte Frau Wally.

„Wir werden ja sehen,“ erwiderte Mathilde.

Hobbe aber hörte nicht, was die Leute sprachen.

Unruhig fragte er seine Frau: „Hast du es?“

„Ja, Horstmar,“ sagte sie und hob die Ledertasche in die Höhe.

„Und nun Adieu!“

„Adjö! Adjö!“ jauchzte Tildchen.

Natterer verbeugte sich, Wally nickte freundlich, und beide blickten der Familie Hobbe nach.

Von drüben kam Fanny mit hochgehobenen Röcken herüber.

Sie trat in den Laden ein und legte ein Paket auf die Buddel.

„An schön Gruaß von Herrn Schnaase, und da schickt er Eahna de Programm und die Schreibereien . . .“

Natterer öffnete die blauen Aktendeckel und sah erstaunt die Protokolle, Entwürfe und Festprogramme des Altaicher Fremdenkomitees.

„Zu was bringen S' denn dös?“ fragte er.

„Da Herr Schnaase schickt's Eahna, weil er heut abreist . . .“

„Wer reist ab?“

„De Berliner Herrschaft . . .“

Der Herr Schnaase?“

„Ja. Heut z' Mittag.“

„Das is ja der höhere Blödsinn!“ rief Natterer. „Wenn mir 's Fest am Samstag hamm!“

„Frag'n S' 'n halt selber, wenn S' as net glaab'n. Für was san nacha d' Koffa packt, und z'weg'n was muaß i den ganz'n Vormittag umanandlaffa? Ja . . . also . . . Eahnere Papier' hamm S' . . . b'füad Good! I hab' koa Zeit net zum Hersteh' . . .“

Sie eilte hinaus.

„Das is ja der höhere Blödsinn!“ wiederholte Natterer. „Wally! Geh in Lad'n rei! I muaß zum Blenninger nüber . . . das is ja der höhere . . .“

„Was hast denn?“

„Nix hab' i. Laß ma do du mein Ruah!“ Er stülpte seinen Hut auf und lief ohne Schirm im strömenden Regen zur Post hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Raabe und unsere Zeit.

Von Friedrich Daab.

Wilhelm Raabe wandelte abseits der großen Heerstraße. Er wohnte in stillen Gassen. Er lebte für sich. Er schrieb seine Geschichten in der Nacht. Wie scheint er unserer fortgeschrittenen, verwöhnten Zeit fernzuliegen. Er sagt selbst: „Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem „Pleunenkasten“ Licht angezündet und Feuer gemacht wurde. Menschen, die sich ins Flugzeug setzen, tun dies nicht, um zu einem solchen Manne zu fahren. Man kann zu ihm nicht fliegen. Man muß zu ihm wandern, einen langen Weg wandern. Den einfältigen Weg, von dem Goethe sagt: man gehe ihn und schweige still! Wo gibt es heute Schweigen und Stille! Aber auch mancher, der entschlossen ist, diesen Weg zu gehen, wird abgeschreckt werden durch das Dorngestrüpp und gar Drahtverhau, mit dem dieser wunderliche Mann den Zugang zu seinem Werk verwehrt hat.

Seine Art zu schriftstellern hat ein ganz persönliches Gepräge. Er denkt nicht daran, wie die Kunstlehre verlangt, hinter seinem Werk zurückzutreten. Er tritt vielmehr oft so stark vor sein Werk, daß er es zu verdecken und zu verstecken droht. Er nimmt den Leser bei der Hand, oft sehr temperamentvoll, und führt ihn, aber er führt ihn auf seltsamen Umwegen. Und weil ihm weniger an den Begebenheiten liegt als an den Menschen, so führt er auf verschlungenem Pfad in die Gedanken und Hintergedanken seiner Personen. Es ist charakteristisch für Wilhelm Raabe: In dem Menschen erfaßt er die Welt, das Schicksal und das Geschehen. Er umringt nicht die Dinge von außen und fängt sie in sein Reich ein. Er begreift das Leben von innen heraus.

Als dasjenige unter seinen Büchern, das am besten den Zugang zu dem Dichter öffnet, würde ich „Die Leute aus dem Walde“ nennen. Immerhin ein Werk, das er selbst mit seinen großen Hauptwerken, der Trilogie „Hungerpastor“, „Abutelfan“ und „Schüdderump“ zusammenstellt. Dazu kämen etwa noch „Die Akten des Vogelsangs“. Hier handelt es sich immer wieder um ein Verlassen des Ursprünglichen, das doch schließlich mit der Heimkehr und dem Nachhausefinden endet. Und was damit nicht endet, das hat umsonst gelebt und gelitten: „Wahrlich, es war Zeit, um hungernd nach Frieden und Liebe die Heimat zu erreichen.“ Es brauchte gar nicht groß auf dem Titelblatt zu stehen: „Der Marsch nach Hause“ oder „Die Heimkehr vom Mondgebirge“. Überall führt der Meister seine Kinder aus der Heimat in die weite Welt, in der seine Phantasie zu Haus ist, aber er tut es nur, um das Beste für sie bereit zu haben: ein Vaterland.

Wenn ich mein Exemplar der „Alten Nester“ aufschlage, dann steht darin von vertrauter Hand eingetragen: Altes Vaterland, Altes Kinderland, Alte Nester. Was das zu bedeuten hat, sagen die folgenden Blätter: Es gibt viel Heimat für den Menschen. Aber die Geburtsstätte wird erst Heimat, wenn er sie mit Auge und Fuß, vielmehr mit der Seele sich zu eigen macht. Darum gehört zum Heimatwesen weniger Stätte und Landschaft und Boden als vielmehr das Zuhausesein der Seele.

Es geht manchmal die Rede, daß es in unserer Zeit der Freizügigkeit und der Großstädte keine Heimat mehr geben kann. Aber gerade hier hilft uns der Dichter, die Idee der Heimat zurückzugewinnen, indem er sie nicht in einem sichtbaren Ort, sondern in einem inneren Hort finden lehrt. Selbst in der Steinwüste und im Menschengewühl der Stadt hat er verstanden, die „Sperlingsgasse“ zu entdecken, um diesen Winkel zum Schauplatz menschlicher Freuden und Leiden zu machen. Nicht bloß „Grunzenow“, auch die Spreegasse in Berlin konnte Heimat sein und werden. Solches Eiland werden die Wellen der Großstadt nicht wegspülen können, wenn der Mensch immer wieder aus dem Weltgeschehen bei sich selbst einkehrt und zu sich selbst heimkehrt. Dann entsteht immer wieder Heimat:

„Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.“

Hier scheint mir auch am reinsten und tiefsten herauszukommen, was man das Deutsche an unserem Meister nennen mag, das, was schon Frau von Staël in ihrem Buch über Deutschland als die Eigenart der Deutschen heraushebt: die Innerlichkeit. Oder, um es mit dem etwas verbrauchten Wort zu bezeichnen: das Gemüt. Hier kann Wilhelm Raabe Hüter und Schutzherr unseres deutschen Volkes werden. Er kennt das deutsche Wesen. Er durchstöbert mit seinem Dichtergeist die deutsche Welt, die verborgenen Rumpelkammern der deutschen Vergangenheit, den ganzen Vorrat vaterländischer Geschichte, die seine Erzählungen etwa vom 16. Jahrhundert an umspannen. Daher weiß er den Grund aufzufinden, auf dem der Bau des Reiches ruht. Und was in allen seinen Werken als Seele atmet, das spricht er aus in seinem monumentalen Aufruf:

„Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand,
Zu bauen das Haus, das Vaterland!
Es wohnt sich so gut unter eigenem Dach,
O laßt euch nicht irren, o lasset nicht nach!
Und der Grund ist unser, es schlafen darin
Die toten Väter von Anbeginn.
Aus der Helden Asche soll steigen das Haus.
Ans Werk, ans Werk! O haltet aus!“

Aber dabei bleibt dem Dichter das „Vaterhaus“ immer Hoffnung. Das Tiefste, was im deutschen Wesen liegt, bleibt immer ein Ungebautes, und kein Reich hat es verkörpert. Jede Verwirklichung ist höchstens eine Annäherung an das Vollkommene. Dieses ist einer übersinnlichen Welt verborgen. Aber es ist vorhanden. Es offenbart sich auch schon in den Gütern des menschlichen Geisteslebens. Freilich, was von dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge an die Oberfläche kommt, gibt allen Anlaß, an dem Dasein des Wahren, Guten und Schönen zu zweifeln. Darum nennt Raabe gelegentlich die Meinung, daß die schöne Erde doch nicht ganz allein durch das Absurde und Nichtsnutzige gefüllt werde, eine Täuschung. Und doch bleibt er bei dem Glauben, daß trotz allem in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit es Schönheit, wahres Glück und echtes Heldentum gibt, — nur daß sie auf leisen Sohlen wandeln.

„Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.“

Mag uns solcher Glaube des Dichters an das Dasein und Wirken ewiger Mächte Trost und Kraft sein in unserer schweren Zeit, daß auch wir seine Zuversicht teilen: „Gott hat viele Wege, auf welchen er uns unglückliche Kreaturen aus dieser Erde Elend und Wirrwarr in seine rechte Ruhe führen kann.“

Panty und Perlen.

Aus einer Ostsibirienfahrt von Joseph M. Velter.

In den ersten Frühlingstagen trafen mein Gefährte Imquill und ich überraschend auf ein kleines Chinesendörfchen. Es lag an der Mündung des Notoche in den Ulache und hieß Notochousa. Bald erfuhren wir, daß dieses armselige Dörfchen zu den ältesten Niederlassungen der Mansen (Ussuri-Chinesen) im Gebiete des Sichota Alin überhaupt gehört. Hier führte der uralte Weg vorüber, der die wilde, entlegene Welt des Ussuri mit der St. Olgabucht verband, hier trafen sich in alter Zeit Fallensteller und Händler. Aber die Reichtümer der Taiga gingen zurück, die Jäger blieben aus, das Dörfchen sank in Vergessenheit. Es fristet ein armseliges Dasein.

Ein paar Tage blieben wir in Notochousa, dann ritten wir den Ulache aufwärts der Ostküste zu. Der Frühling mit seinem kurzen, bestrickenden Zauber war gekommen, chinesische und koreanische Jäger streiften in der Taiga auf der Jagd nach Isjubrhirschen Um diese Zeit ist das Geweih der Hirsche für die Chinesen am wertvollsten. Im Herbst wird das alte abgeworfen, im zeitigen Frühjahr beginnt es, aufs neue durchzubrechen. Jetzt ist es weich, zart und durchblutet, noch „im Bast“ und wird von den Chinesen, in deren Medizin es eine große Rolle spielt, hoch bezahlt. „Panty“ heißt das Geweih in diesem Zustande. Der glück-

liche Schütze, der einen Isjubrhirsch im Bast erlegt, kann damit rechnen, wenigstens dreihundert Goldrubel dafür zu erhalten. Wertvoller allerdings sind die noch durchbluteten Pantygeweihe der gefleckten Hirsche, für die oft anderthalbtausend Goldrubel geboten werden.

Täglich fast trafen wir auf unserem Ritte Hirschjäger, Russen und Koreaner meist, während in den kleinen Siedlungen chinesische Pantykocher auf die Beute warteten. Das Abkochen der jungen Geweihe bis zum völligen Härten, bei dem die wirksamen Säfte nicht verloren gehen dürfen, ist eine große Kunst. Das Abkochen in dem heißen, gerade siedenden, aber nicht wallenden Teeabsud nimmt Wochen in Anspruch. Eine einzige Unaufmerksamkeit — und das Geweih springt, reißt auf und wird fast wertlos.

In früheren Jahrzehnten fingen Chinesen und Koreaner die Hirsche oft zu Hunderten mit Hilfe von Fangzäunen und Fallgruben. Heute ist der Bau der Fangzäune, Lutewas genannt, glücklicherweise verboten; doch stießen wir verschiedentlich an Wasserläufen auf alte, verfallene Zäune. Da sich die Basthirsche, ihrer Kampfohnmacht bewußt, während der Monate der Geweihbildung in die tiefsten Dickungen zurückziehen, fallen der Geldgier der Jäger nur noch wenige Tiere zum Opfer. Infolgedessen steigen die Preise für Panty ständig, so daß sich die Pantyjagd immer noch zu lohnen scheint.

Auf unserem Weiterritt fanden wir außergewöhnlich viele Fasane, auch Wachteln und Rebhühner. Ein merkwürdiges Tier aber fiel mir besonders auf. Ich saß eines Abends mit der Angel am Ulache zwischen Weiden und Erlen versteckt. Die besonders schmackhafte Lenok-Forelle hatte es uns angetan; schon wollte ich das Angelzeug zusammenlegen, als ein plätscherndes Geräusch am Ufer mich aufhorchen ließ. Vorsichtig beugte ich mich zurück. Da sah ich zu meiner Überraschung ein Tier, das uns noch nie begegnet war. Es sah wie eine Kreuzung zwischen Waschbär und Hund aus. Es schien nach kleinen Fischen zu jagen, wandte sich aber nach einer Weile und verschwand im Walde. Später trafen wir noch weitere Artgenossen dieses merkwürdigen Tieres, meist gegen Abend in der Taiga, wo diese Waschbärhunde scheinbar nach Wurzeln oder Nüssen scharrten, aber auch auf Waldmäuse erfolgreich Jagd machten.

Ein interessantes Zusammentreffen fällt noch in diese Tage: Am Flußufer des Ulache stießen wir plötzlich auf vier Chinesen, von denen zwei am Ufer in der prallen Sonne lagen, während die beiden anderen bis an die Brust im Wasser standen. Da wir nicht wußten, wen wir vor uns hatten, schlichen wir uns lautlos näher. Ein Erlenbusch deckte uns. Die beiden Chinesen am Ufer schienen zu schlafen. Mehr interessierte uns aber das Treiben der beiden anderen. Der eine von ihnen hielt eine starke, lange Stange in den Händen, die er ins Wasser bis auf den Grund stieß. An diesem Stocke tauchten der zweite dann hinab, blieb eine Weile unten und brachte etwas mit herauf, das wir erst als Steine ansahen. Der Taucher warf es auf die Uferböschung. Dann tauchte er wieder, übernahm beim Wiederauftauchen die Stange, sein Gehilfe tauchte unter und kam mit den rätselhaften Funden zurück.

Wir vermuteten zunächst, daß es sich um goldhaltiges Gestein handele. Erst als wir näher herankamen, erkannten wir, daß die vermeintlichen Steine — Flußperlmuscheln waren.

Da traten wir aus dem Versteck. Die Söhne des Himmels erschraken bei unserem Anblick fast zu Tode. Ihr erstes war ein Fluchtversuch. Als wir sie indes lachend zurückriefen, kamen sie vorsichtig und zaghaft wieder. Später hörten wir, daß den Chinesen das Perlfischen in den Flußläufen nicht gestattet ist, daß sie es aber trotzdem in abgelegenen, versteckten Wassern und stillen Seitenarmen ausüben. Die Ausbeute ist durchweg sehr gering. Man rechnet mit einer Perle auf sechzig Muscheln. Dabei ist sie in der Regel so winzig, daß sie kaum einen Wert darstellt. Nur die Hoffnung, einmal einen der großen, gutbezahlten Funde zu machen, die auch hier und da vorkommen, läßt die Perltaucher weiterarbeiten. Der Jahresertrag zweier Leute aus diesem Geschäft schwankt natürlich je nach Glück und Ertrag. Er wird durchschnittlich mit drei- bis vierhundert Goldrubeln angegeben. Und dafür tauchen die armen Teufel unermüdlich, ständig von Gefahren umgeben, in den selbst im Sommer kalten Gebirgswassern, vom Morgen bis zum Abend, mit einer Handvoll Reis, Bohnen und ein paar Tropfen Bohnenöl als Nahrung.

Unsere Hoffnung, von den Chinesen etwas über die Möglichkeit weiteren Fortkommens zu hören, etwas über den Weg durch die Wildnis zu erfahren, erwies sich als trügerisch. Für sie war hier die Welt zu Ende, und sie erklärten, weiter als bis hierher könne man überhaupt nicht gehen. So blieb uns nichts übrig, als auf gut Glück den Weitermarsch anzutreten. Ehrfürchtig grinsend und fassungslos vor Erstaunen blickten die vier Burschen uns nach, als wir in der Nacht der Taiga verschwanden.

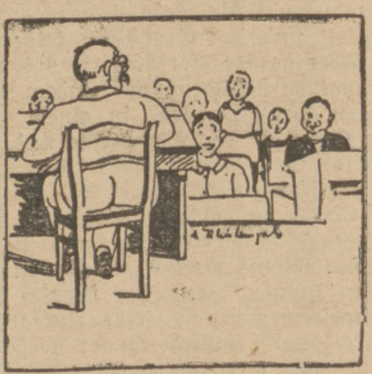
Bunte Chronik

*** Die Badehose war zu klein.** Nacktkultur ist ein beliebtes Schlagwort der modernen Zeit. Nackt umherzulaufen, ist aber nur in der eigenen Wohnung erlaubt, nicht aber, wenn man ein möbliertes Zimmer bewohnt. Dies mußte zu seinem Schaden ein junger Wiener erleben, der es sich angewöhnt hatte, zuhause nur ein winziges Badehöschen zu tragen und sich so in der Wohnung zu zeigen, von der er ein möbliertes Zimmer abgemietet hatte. Eine seiner Nachbarinnen fühlte sich durch diesen Anblick so beleidigt, daß sie sich ganz empört bei dem Wohnungsinhaber beschwerte und von ihm verlangte, daß er den jungen Mann, der wahrscheinlich kein Adonis war, sofort an die Luft setze, eine Aufforderung, der dieser folgte. Daraufhin verklagte der so unglimpflich behandelte Mieter seinen Wirt wegen der entstandenen Unkosten. Er hat aber den Prozeß verloren. Die Richter hatten sich den Kläger in dem fraglichen Aufzuge kommen lassen und bestätigten, daß die Größenverhältnisse des Badehöschens wirklich etwas knapp waren. Sie haben den Naturburschen mit seiner Klage abgewiesen, und er mußte noch obendrein die Kosten des Prozesses tragen.

*** Schiefe Türme.** Der schiefe Turm von Pisa ist nicht das einzige Exemplar seiner Art, obwohl man seit mehreren Menschenaltern so viel Aufsehen von ihm macht. Italien besitzt ungefähr ein Dutzend Türme dieser Art. Gleich in Bologna gibt es ein Paar davon, den Garisenda-Turm, der 156 Fuß hoch ist und mit 8 Fuß im Gleichgewicht. Beide Türme haben sich gleich nach ihrer Erbauung im 12. Jahrhundert geneigt. Modenas „Schiefer Turm" stammt aus dem 13. Jahrhundert und lehnt sich gegen den Rücken der dortigen Kathedrale. Vicenza und Pavia haben neben einigen anderen Städten auch „geneigte Türme." Der Campanile von St. Markus in Venedig verlor das Gleichgewicht und stürzte zusammen. Der Stefansturm hat eine so ausgesprochene Seitenneigung, daß er kürzlich in seinen Grundmauern gestützt werden mußte.

Lustige Rundschau

Prompte Antwort.



Lehrer: „Was stellst du dir unter einer Hängebrücke vor?"

Fritz: „Wasser!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.